

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Barudio, Günter**  
**Gustav Adolf der Große**  
Eine politische Biographie

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# Inhalt

Vorwort	9
Wie Gold unter den Menschen	19
Schwedens Reich	38
Erziehung zur Verfassung	64
Eriksgata	82
Ein Adelskönig	100
Königliches Tagwerk	133
Svea Hofgericht	141
Hauptsachen und Nebenstunden	150
Krönungen	162
Eine Reise nach Westerreich	184
Der Böhmisches Brand	200
Auf dem Wege zum Hauskreuz	211
Elend eines entthronten Königs	226
Die Esel des Aristoteles	236
Verstärkung der Vormauer	250
Staatsraison . . .	257
Alpträume und Visionen	268
Auf Hehler und Pfennig . . .	278
Teutsche Apotheke – Zwischenspiel	289
Beriksgata	297
Man mache sich ein Bild	310
Von der Kriegskunst	331
Die schwedische Gefahr	353
Stralsund – »Die Kunst des Schraubens«	363
Defensio Sueciae – Occupatio Germaniae	385
Der Gebrauch der Gifte	405
»Über die ganze Welt hin«	416

Widerstand dem »Tyranen«	450
Krieg auf Kredit	460
Im Schlagkreis von Bärwalde	469
»Unserer Nation Gebrechen«	482
Norma futurarum actionum	492
Breitenfeld – »Gott mit uns«	504
Fantasticon . . .	520
»Dominium totius orbis«	530
»Höchst erzürnt« – in Hoechst	541
Von Mainz aus – der Friede?	551
Ein bizarrer Zukunftsplan	557
»Ekel vor eurer Nation«	562
»Der Habicht auf dem Zaun . . .«	575
Im großen Labyrinth	585
Lützen – ein letztes Leiden	602
Geringe Mittel – Große Macht	618
Anhang	627
Zeittafel	629
Genealogie des Hauses Vasa	635
Abkürzungen	636
Anmerkungen	639
Literaturhinweise	700
Namen- und Sachregister	705

## Vorwort

Die Historie ist eine Kunst, die im Sinne der Altvorderen Wissenschaft über das Vergangene zu geben hat, damit die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre belehrt werden kann. Dieser Auftrag verlangt vom Geschichtsschreiber, daß er sich stets im Rahmen eines dreifachen *Richtens* bewähren muß. Der Forderung des »historein« gemäß, aus dem sich sein Amt herleitet, hat er sich auf die Suche zu begeben, um in der Begegnung mit den hinterlassenen Bruchstücken der Geschichte *Fehler zu tilgen, Urteile zu finden und Ziele zu benennen*.

Wer sich dieser Herausforderung sperrt und »bloß sagen will, wie es eigentlich gewesen« (Ranke), der schneidet sich nicht nur von allen Traditionen seit Thukydides ab, sondern verweigert sich auch der Einsicht des Livius, derzufolge die Historie eine Lehrmeisterin vornehmlich des politischen Lebens zu sein habe. Im Verzicht auf diese Qualität hat sich die Geschichtswissenschaft vor allem im deutschen Bereich unter den Einwirkungen des Relativismus in eine Sinnkrise gesteigert, aus der ihr Positivismus keinen Ausweg zu finden scheint, weil er in der Sucht nach Objektivität als meßbarer Größe den Menschen vernachlässigt.

An menschliches Leben zu erinnern und dabei die Kunst des Richtens zu pflegen, macht das Wesen der Historie aus. In diesem antiken Sinne hat eine Gestalt der Geschichte stets das Streben und Sterben der Vorfahren aufgefaßt und sich selbst danach zu richten bemüht, die wie kaum eine andere über Generationen hinweg die Gemüter beschäftigt und auch bewegt hat. Mitunter so sehr, daß aus der Begegnung mit ihr gar eine Manie entstehen konnte, eine fast neurotische Sehnsucht nach einem

König als Vaterfigur und Mythos zugleich, wie sie in den überlieferten Formen wohl einmalig sein dürfte.

Nietzsche in seinem unstillbaren Bedürfnis nach Nobilität nannte die Ursache des betäubenden Fiebers seiner Zeit in einem Brief an den dänischen Gelehrten Georg Brandes denn auch heftig beim Namen, als er bei der Auskunft über sein Leben mit Stichworten brennende Zeichen setzte: »Vita. Ich bin am 15. Oktober 1844 auf dem Schlachtfelde von Lützen geboren. Der erste Name, den ich hörte, war der *Gustav Adolfs*.«

Was sich der im Dörfchen Röcken unweit von Lützen geborene Pastorensohn im Jahre 1888 mit einem gewissen Augenzwinkern als Einstieg in sein biographisches Selbstverständnis ausgedacht hatte, entsprach einer verbreiteten Stimmungslage im Zweiten Reich. Ob in den Hofkreisen der Hohenzollern oder in allen Schichten des protestantischen Bildungsbürgertums, überall wurde um den Schwedenkönig ein Kult getrieben, dem die oft wütenden Attacken aus papistischen Federn zur Zeit des »Kulturkampfes« und danach wenig anhaben konnten.

Deren Vorwurf, Gustav Adolf sei mit seiner Intervention in den *Teutschen Krieg* vom Jahre 1630 an nicht »Deutschlands Erretter« geworden, sondern habe sich als »Deutschlands Eroberer« gebärdet, verfinstert nicht. So gern man sich auf dieser Seite von Treitschke den »deutschen Beruf« des nationalen Einigens erklären ließ, ohne zu erkennen, daß Bismarck in Wirklichkeit eine staatliche Teilung der Deutschen mit einem Kaiser in Wien und einem in Berlin arrangiert hatte, so wenig war man geneigt, auf eine gewichtige Stimme aus dem eigenen Lager zu hören. Gustav Droysen hatte nämlich mit seiner zweibändigen Biographie Gustav Adolfs von 1869 an versucht, anhand der verfügbaren Quellen gegen alle Beschwörungen der »protestantischen Geschichtsschreibung« die religiöse Erlöser-Gestalt durch eine machtbewußte Eroberer-Figur zu ersetzen.

Sein Erfolg war bescheiden genug. Denn er vermochte es nicht, den fast industriell betriebenen Personenkult um diesen König im Vorfeld der wissenschaftlich angelegten Historie zu brechen und in dieser selbst wesentlich einzuschränken. Das Bedürfnis nach einer historisierten Identifizierung mit dem »Löwen aus

Mitternacht« war zu ausgeprägt, um rationalen Einreden zugänglich zu sein. Schließlich war Gustav Adolf durch seine Mutter zur Hälfte Deutscher und mit einer Hohenzollern-Prinzessin verheiratet. Und in dem alten Schlachtruf »Gott mit uns«, wie er bei Breitenfeld und auch bei Lützen gegen die Kaiserischen ertönt war, durfte der Hohenzollern-Militarismus um so mehr einen Schein von Legitimation auf sich ziehen, als sich der Haus-Heros Friedrich II. enthusiastisch über ihn geäußert hatte.

Ein neuer Anlauf zu einer Biographie wurde nach dem Abfeiern des Staatskitsches zum dreihundertsten Geburtstag im Jahre 1894 erst wieder unternommen, als sich nach dem Sturz der Monarchie die Republik eingerichtet hatte und schon ihr vorzeitiges Ende nahen sah. Zum dreihundertsten Todestag 1932 wurde dem immer noch empfänglichen Publikum der dritte und letzte Band zu einem Werdegang vorgelegt, dessen Heldentum eine seltsame Aktualität bekommen sollte.

Johannes Paul hatte eine Biographie zu Gustav Adolf abgeschlossen, die weitgehend wissenschaftlich angelegt war. Aber im Aufnehmen der bestehenden Forschung gestaltete er gegen Droysen dieses politische Leben nicht aus dem Recht und dem Gerechten, was der Forschung wirklich einen substantiellen Schub eingebracht hätte, sondern rückte wieder das ältere Motiv von »Christ und Held« in den Vordergrund. Dabei besorgte er zusätzlich eine teutonistische Aufladung von Gestalt und Geschichte, die einer verbreiteten Stimmung entsprach und der Sehnsucht nach dem »Nordischen Wesen« entgegenkam. Einer Ideologie demnach, die seit der Romantik gerne die romanischen gegen die germanischen Völker ausspielte und seit der Reichsgründung von 1871 in weiten Gelehrtenkreisen auch nach der Revolution von 1918 als Geschichtsdeutung und Zukunftsvision zugleich Bestandteil eines deutschtümelnden Selbstverständnisses war.

Ähnlich wie Droysen hat auch Paul auf die inneren Verhältnisse in Schweden vor und während der Regierungszeit Gustav Adolfs wenig Wert legen wollen. Die Verengung einer Großmachtsbildung auf das Wirken von Machtstaatsideen (Rankes

Wille und Vorstellung), das Abkoppeln der Sicherheitspolitik von ihren Rechts- und Vertragsbedingungen, die Ignoranz einer libertären Staatlichkeit gegenüber, wie sie schon vor der Reformation betätigt und noch lange nach ihrer Durchführung angewandt worden ist, sowie die Weigerung, sich im Zeichen linearen Fortschrittsdenkens auf Begriffe und Denkweisen einer Zeit einzulassen, in der Europas Gemeinwesen unter heftigen Krisen ihr Staatsleben meistens nach alttestamentarischen, aristotelischen und römischen Vorbildern ausrichteten – allen voran Schweden selbst –, haben neben anderen Gründen dazu geführt, die Persönlichkeit Gustav Adolfs aus ihren strukturellen Bezügen zu drängen. Seine Staatskunst nach innen, ohne die das Werk nach außen kaum möglich gewesen wäre, wurde nicht in ihrem Vertragswesen erkannt, seine Kriegskunst mit den Romantizismen von Clausewitz und anderen bewertet und darüber hinaus die sensitiven Seiten seines überreichen Lebens ausgespart. Gustav Adolf und Teufelsträume oder Rosenkreuzertum? Das wollte man sich bei dem »strengen Lutheraner« nicht vorstellen.

Eine wirkliche Annäherung an das Innenleben dieses Königs, des »Erwägers des Rechts«, wie ihn Hölderlin nicht ohne Grund nannte, konnte unter der Anhäufung solcher Vorbelastrungen der Machthistorie nur bedingt gelingen. Verbale Überhöhungen und das unausbleibliche »Gleisnerslob« verraten denn auch schnell die mühsam verdeckten Lücken und offenbaren dabei ein besonderes Hindernis, das erklärt, warum sich an diese einzigartige Gestalt relativ wenige Historiker über das Allgemeine hinaus herangewagt haben. Es ist keineswegs nur das zahlreiche Quellenmaterial, das abschrecken kann, sondern auch die Forderung an den Biographen, zu seiner Erschließung gleich gute Kenntnisse im Schwedischen, Lateinischen und Deutschen zu besitzen. Denn in diesen drei Sprachen hat sich der König wie seine Umgebung in der Hauptsache bewegt und mitgeteilt. Von Quellen und Literatur in anderen Sprachen zu seiner Geschichte ganz abgesehen.

Seit Paul hat es von deutscher Seite auch keinen ernsthaften Versuch mehr gegeben, dieses dichte politische Leben als For-

schungsaufgabe in einem wissenschaftlichen Rahmen neu zu fassen. Nur Michael Roberts vermochte es von englischer Seite her, zwei Bände vorzulegen, in denen er bis 1958 eine Sichtung der Forschung unternahm. Darin hält er sich aber im wesentlichen an Bahnen, die Nils Ahnlund, der letzte schwedische Biograph Gustav Adolfs, in seiner schwer kontrollierbaren Art vorgezeichnet hat. So verdienstvoll Roberts' Arbeit ist, der noch eine Reihe von Einzelarbeiten zum Thema gefolgt sind, die erwähnten Mängel bei Droysen und Paul hat auch sie nicht beheben können.

Es scheint fast so, als ob sich Strindbergs Urteil und Frage in einem Brief von 1903 an seinen deutschen Übersetzer Emil Schering auch nach diesem englischen Einsatz bestätigen wollte: »Ich habe euch vor Gustav Adolf gewarnt. Der ist unbegreiflich und muß für den Preußen unsympathisch sein. Was weiß schon der Deutsche von Gustav Adolfs Blutschuld, was von Karl IX. und den Herren von Linköping?«

Tatsächlich hat Strindberg bei seinen Vorarbeiten zu dem Theaterstück »Gustav Adolf« – einem »Meisterwerk mit vielen Fehlern« (E. Hedén) – etwas Wesentliches aus dem verfügbaren Material herausgespürt, was vielen Historikern nie zum Problem geworden ist: die Spannung nämlich zwischen Recht und Macht! Sie hatte sich im Jahre 1600 im »Blutbad von Linköping« auf eine tragische Weise entladen, als Herzog Karl fünf Senatoren des Reiches Schweden nach einem Schauprozeß öffentlich die Köpfe abschlagen ließ. Erst in der Zeit nach diesem grausigen Strafgericht gegen Rechtstreue vermochte er es, mit einiger Rücksichtslosigkeit die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß sein ältester Sohn Gustav Adolf das Erbrecht zur Krone wahrnehmen durfte.

Diese Blutschuld, die nicht Karls IX. Nachfolger anzulasten ist, wenn man nicht die unmündigen Kinder für die Verbrechen ihrer Väter büßen lassen will, hat in einem hohen Maße die Ausübung des Königsamtes nach Karls Tod geprägt, nicht weniger als die Erinnerungen an die schrecklichen Sture-Morde unter Erik XIV. und an das »Blutbad von Stockholm«, als sich 1520 an Adel und Unadel eine unbarmherzige Tyrannis austo-

ben durfte. Ja, auch der rote Faden in der Geschichte Schwedens hat seine Farbe vom Blut erhalten. Und es kostete nach jedem Rausch der enthemmten Macht unendliche Mühen und Mut zum Vertrauen, um im Geiste vertraglicher Freiheit wieder den Boden für das Verträgliche zu bereiten und die Nation in Ruhe zu versöhnen.

Die Tyrannis in ihren schauerlichen Energien kennzeichnet den schwierigen Weg Schwedens, nach den Wirren des religiös durchwirkten Bürgerkrieges und den Belastungen im Krieg mit dem Moskauer Zartum, Vasa-Polen und Dänemark allmählich wieder zu dem zu gelangen, was der Reichskanzler Axel Oxenstierna einmal auf deutsch in eine klassische Formel gebracht hat – zu einer »Regierung des Rechts«.

Ihr Wesen und das Wirken ihres Regelsystems sind im Zeichen von Machtstaats-Ideologie, Karolinischem Heldenkult und Rechtspositivismus in der schwedischen Historie nur selten wahrgenommen und in ihrem Wert erkannt worden. Der Einfluß der »Deutschen Staatslehre« mit ihrer dualistischen Grund- sicht, die ein vertragliches Drittes als Ausdruck der Gegenseitigkeit im »inneren Staatsrecht« (Hegel) nicht anerkennen will, hat zusätzlich die Einsicht erschwert, daß Schweden von 1611 an als libertärer Verfassungsstaat eine große Macht in Europa geworden ist und diese Position aufgeben mußte, als nach 1680 die Könige Karl XI. und Karl XII. bis 1718 eine Diktatur nach Art des »absoluten Dominats« so ausgereizt hatten, daß das Land an den Rand des Staatsruins getrieben wurde!

Ein derartiges Machtsystem des »blinden Gehorsams« gab es weder unter Gustav Adolf in Schweden selbst, noch wollte er ein solches im Heiligen Römischen Reich Teutscher Nation zulassen, weil es unausweichlich die Sicherheit seines Reiches erst gefährdet und dann auch beendet hätte. Denn wurde die in Feudalverträge gebundene Machtmasse in der Mitte Europas unter Habsburgs und Spaniens Anleitung absolutistisch mißbraucht, um eine »Universalmonarchie« und Hegemonie zu errichten, dann mußte eine derartige Vormachtstellung jede Form von Freiheit und Selbständigkeit im weiteren Umfeld auf die Dauer vernichten.

Die Intervention Gustav Adolfs in den Teutschen Krieg (1618–1648) hat demnach für das Verständnis unserer eigenen Geschichte und unseres eigenen Werdeganges eine ähnliche Bedeutung wie der militärische Eingriff Wilhelms von Oranien in England, um dort 1688 den Bürgerkrieg zu beenden und die libertäre Verfassung zu retten; oder auch wie die Invasion der Alliierten 1944, um mit der Befreiung von der NS-Diktatur dem Rechtsstaat wieder zur Macht zu verhelfen.

Diese drei welthistorischen Interventionen haben eines gemeinsam. Sie lehren uns gegen alles historistische Einmaligkeitsdenken und positivistische Vereinzeln, wieviel Kraft von außen her aufgebracht werden muß, damit in einem verwirrten Gemeinwesen von innen her wieder erkannt wird, was an Toleranz, Einsicht und Disziplin zu leisten ist, wenn sich das politische Leben eines Volkes in Freiheit gestalten und erhalten soll.

Wer sich von *Institutionen langweilen* läßt (Alexander-Biograph Fox), der wird zum Wesen des Staatsmannes Gustav Adolf und zur Geschichte Schwedens nur schwer oder gar keinen Zugang finden und sich bei jeder Stellungnahme mit Klischees behelfen müssen, mit Lobreden, wo dieser für sich selber sprechen kann. Es gehört zu den besonderen Berufsgeheimnissen der etablierten Historie, daß sie den Reichtum einer libertären Kultur, wie ihn das Zusammenwirken von Recht, Personen und Handlungen in der Geschichte angehäuft hat, weitgehend unter Verschuß hält. Einleuchtende Gründe für dieses zünftige Verhalten gibt es nicht. Aber vielleicht bedarf es erst der Einsicht, daß das Wort der Ort ist, wo der Mensch zu sich selbst kommen kann und sich im Begreifen der Begriffe an ein Stück seiner Vergangenheit herantastet, um in den geprüften Fragmenten eine Antwort auf seine Fragen und eine Handreichung für das eigene politische Leben zu finden.

Dieser Versuch hat bei all seinem Streben nach umfassender Aufklärung nicht den Ehrgeiz, im Stile der bisherigen Tausend- und Zweitausend-Seiten-Biographien zu Gestalten der Frühen Neuzeit Vollständigkeit zu suggerieren. Hier geht es nicht um das Anhäufen von Akzidentien, sondern um das Sichern des Substantiellen. Gewisse Verästelungen stehen diesem Bemühen

nicht im Wege, das im Teilchen das Ganze erkennt. Die Geschichte hat uns Bruchstücke hinterlassen; unser Arbeitsvermögen ist bei aller Anstrengung begrenzt; also darf man nur ein Fragment erwarten. Doch dies braucht deswegen noch lange kein Torso zu sein.

Die kriegerischen Zustände in Regionen, wo heute wieder um den Erhalt von Religionen gekämpft wird, vermitteln uns täglich die historische Erfahrung, daß der Mensch anscheinend nicht nur vom Brote alleine leben will, und bestätigen die Ansicht des spanischen Gelehrten Barrientos, daß es im Werdegang der Völker zwar andauernd »andere Menschen und Zahlen gibt, die Gewohnheiten aber bleiben«. Was dieser Gelehrte mit Tacitus gegen Machiavelli ins Feld führt, ist die Hoffnung, daß sich der Mensch der Lockungen der enthemmten Macht erwehrt und sich im Rahmen des Rechts auf ein gutes und gerechtes Leben zubewegt – eingedenk all seiner Fehler, Mängel und Brüche.

Diese Grundhaltung kann man bei Gustav Adolf und seiner aristokratischen Umgebung wiederfinden. Ein stoisches Streben, das zu unserer politischen Kultur gehört, die sich in schwieriger Zeit auf ihre Geschichte besinnen muß, wenn sie sich auch in Zukunft ihre Substanz erhalten will.

Die entscheidende Anregung zu dieser politischen Biographie hat Frau Dr. Hildegard Baur-Heinhold (München) gegeben. Sie wurde während meiner Forschungsarbeit an einem ähnlichen Projekt zu Leben und Werk Axel Oxenstiernas angenommen und gegen manch einen Widerstand von außen verwirklicht.

Ich widme dieses Buch Nils Runeby (Uppsala). Er war für mich in wichtigen Phasen meiner Schweden-Studien ein sensibler Gesprächspartner, der mich bei allen Anregungen stets in dem Wunsch bestärkte, meinen eigenen Weg in der Historie zu suchen. In meinen herzlichen Dank für seine geistige Hilfe möchte ich auch meine Eltern einschließen, deren moralische Stütze so wertvoll war, wie ihr selbstloses Mäzenatentum in dürftiger Zeit die notwendigen Archivreisen ermöglichte.

Der Aufmerksamkeit Bo Lindbergs (Uppsala) verdanke ich viel. Die Diskussionen über das Gerichtswesen in Alt-Europa, den Einfluß der Clementia-Lehre nach Seneca auf das Rechtsverhalten in Schweden und zum Eigentumsbegriff in jener Zeit haben immer wieder Klärungen gebracht und in den Annäherungen an das Wahre die Sinne für das Gute geschärft, ohne sich dem Schönen zu verschließen. Die Begegnung mit Anders Fogelklou hat diesen Vorgang der dauernden Befragung und Überprüfung fundamentaler Begriffe in den Humaniora zusätzlich stimuliert und bereichert. Darüber hinaus hat er mit seiner Gastfreundschaft und Liberalität die Möglichkeit geboten, diese Biographie im ›Sound of Stocksund‹ fertigstellen zu können.

Das aber wäre mit Sicherheit nicht recht gelungen, wenn mir nicht noch andere dabei geholfen hätten. Walter H. Pehle bin ich vor allen anderen zu besonderem Dank verpflichtet. Er hat mit mir das gesamte Manuskript durchgearbeitet und mit Können und Erfahrung einen hohen Anteil daran, daß daraus ein Buch geworden ist. In diesen Dank schließe ich auch Matthias Birkelbach ein, dem es gelungen ist, Spannungen von Form und Inhalt typographisch umzusetzen.

Nicht weniger wichtig, wenn auch auf einer anderen Ebene, waren für mich Doris und Hans-Günter Schmidt, bei denen ich während meiner Krisen freundschaftlichen Zuspruch und menschliches Verständnis gefunden habe.

Auf eine nicht alltägliche Weise hat mir Astri Kleppe (Bergen) geholfen. Neben dem unwiderstehlichen Reiz, von ihrer Beschäftigung mit Supernova-Systemen auf den Astral-Menschen bei Weigel und Paracelsus zu kommen, hat sie mir generös etwas Banales und doch Unabdingbares zur Verfügung gestellt, nachdem das eigene Werkzeug auf der Reise nach Stockholm zu Schaden gekommen war – eine gute Schreibmaschine vom Typ »Everest«. . .

Stocksund, im Frühjahr 1982

Günter Barudio

## Wie Gold unter den Menschen

Die Erscheinung im hohen Portal des Domes zu Uppsala war nicht der lebendige Gott. Aber in den Insignien des Rechts und des Reiches, den sichtbaren Zeichen des Königtums, durfte jeder, der noch für das Feierliche empfänglich war, eine Vorstellung des Menschen vom Göttlichen erblicken und für einen Augenblick lang dessen gewiß sein, als der *gesetzesgekrönte König* aus dem Tor des Gotteshauses ins Freie trat – als der aus dem Recht für die Macht Geborene.

Denn die *Krone*, ein mit rötlichem Email betupfter Goldzauber, begann im Licht des Oktobertages anno 1617 auf ihre Weise zu leuchten und hüllte den König unter einem Himmel aus steifem Brokat in eine Aura übersinnlicher Autorität. Sie war das Symbol dafür, daß »ein König weise, klug, verständig, fein und geläutert sein soll wie Gold; und wie edle und kostbare Steine in Gold, so leuchte er unter den anderen Menschen«<sup>1</sup>.

Diese hatten sich auch zur Feier seines Krönungsfestes nach Maßgabe ihres Standes in ihr bestes Gewand gekleidet, und schienen mit dem übrigen fiebernden Volk zwischen Domplatz, Templum Trinitatis und Schloßberg vom Anblick ihres Königs wie betäubt zu sein, erkannten sie sich doch in den fünf Insignien selbst wieder. Von allen Seiten erscholl dann auch nach dem Moment des Erstaunens und Begreifens die Anrufung des Lebens wie die Beschwörung eines Prinzips. Sogar in der Sprache Roms waren Stimmen zu hören. Klänge aus den universalen Krönungstraditionen der vorreformatorischen Zeit – »Vivat rex . . . Gustavus Adolphus«.

Seit den bedrückenden Tagen und Wochen im Herbst des Jahres 1611, als Gustav Adolf<sup>2</sup> nach dem Tode seines Vaters,